

Verbundkatalog Kalliope

**In: Die neue Weltbühne. Jg. 34, Nr. 25. 23.6.1938, S.
784-787**

Von Bismarck bis Picasso.

Mann, Klaus

1938-06-23

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Von Bismarck bis Picasso

von Klaus Mann

Wilhelm Uhde — ein deutscher Europäer — erzählt uns die Geschichte seines Lebens, sie ist rührend und lehrreich. Ohne Dünkel und ohne ängstliche Bescheidenheit; genau, aber nicht pedantisch; aufrichtig, aber mit nobler Diskretion, legt Uhde Rechenschaft ab. Er resümiert, was ihm, während dieses Erdendaseins, das Kostbare und Wesentliche war, und was ihm, heute noch, als das Unverlierbare erscheint. In seinem Erinnerungsbuch »Von Bismarck bis Picasso« (Verlag Oprecht, Zürich) gibt er nicht nur die Chronik seines äusseren Daseins, das wir reich an bedeutenden Eindrücken und Erlebnissen finden, sondern auch die Quintessenz seiner Gedanken, der geistigen Bemühungen, Zweifel, Aufschwünge und Hoffnungen. Die intellektuellen Anstrengungen und das lautere, hochgespannte Gefühl dieses Autors haben vor allem einen grossen Gegenstand; die Problematik des deutschen Wesens; und die Frage, die ihn am längsten und am innigsten beschäftigt hat, ist die : ob dieses „deutsche Wesen“ — er begreift es als dem tragisch-hellenischen verwandt; als seinen reinsten, stärksten Ausdruck betrachtet er Hölderlin — sich mit Europa, mit dem Westen, mit Frankreich versöhnen könne; ob die Vereinigung, das produktive Zueinander-Finden, der himmlischen Liebe der deutschen Sehnsucht“ und der „irdischen Liebe, wie sie Frankreich kennt“, möglich seien.

Freilich, der Alternde, der zurückblickt, muss konstatieren: „Noch einmal, wie mein Leben lang, hat Deutschland mich enttäuscht“. Und über die verlorene Heimat Deutschland schreibt er die bitteren Worte : „Es ist heute mein schlimmster Feind geworden; denn es verhöhnt, was ich verehere, es verherrlicht, was ich verachte.“ Er hatte schon das Reich Wilhelms II, nicht geliebt; er war sich 1914 darüber im Klaren, dass „dieser Krieg... nicht um ewige deutsche Güter, sondern ausschliesslich um Macht ging“ — und endlich musste er das Nazi-Deutschland hassen lernen. Charakteristisch ist, dass der historische Augenblick, in dem er am stärksten und zuversichtlichsten auf eine bessere deutsche Zukunft hoffte, 1918 und 1919, der Augenblick der deutschen Niederlage war. „Jetzt schien mir mit vielen die Stunde gekommen, an der Stelle des zusammengebrochenen ein neues Deutschland erstehen zu lassen... Die deutsche Würde war neu zu verstehen, es war zu zeigen, dass nach dem zusammengebrochenen äussern Deutschland ein inneres Reich da war, das unberührt und unzerstörbar war“. Übrigens versichert der Mann, der sein Leben lang von Deutschland enttäuscht worden ist, dass er niemals aufhören werde, „an die deutsche Idee, die unsterblich ist“, zu glauben.

Die mutige und gescheite, leidenschaftliche und klare Kritik, die Uhde besonders in den letzten Abschnitten seines Buches an Deutschland

übt, wird erst recht bedeutungsvoll und ergreifend, wenn man die geistige und soziale Herkunft ihres Autors kennt und bedenkt. Wilhelm Uhde ist geboren in Friedeberg in der Neumark — „dem Wahlkreis des komischen Antisemiten Ahlwardt, der vor vielen Jahren von sich reden machte“ — als Sohn des Königlichen Staatsanwaltes Johannes Uhde, der seinerseits „in den engen und strengen Auffassungen einer protestantischen Pastorenfamilie aufgewachsen“ war. Der Junge hasste die reaktionäre preussische Schule, mitsamt ihren Sedan-Feiern und den Ausflügen nach Friedrichsruh, wo die Knaben dem alten Bismarck Huldigungs-Ständchen brachten. Dass aber dieses sozusagen ultra-deutsche Milieu, in dem er heranwuchs, seine Entwicklung doch beeinflusste, erweist sich ein wenig später, nämlich während der Studentenzeit. Zunächst wollte der junge Uhde Marineoffizier werden. („Vielleicht... war es auch der preussische Instinkt, der trotz allem nach Disziplin, nach Beherrschtwerden und Herrschen verlangte, der im Unterbewusstsein sich geltend machte.“) Dann entschloss er sich dazu, Jurisprudenz zu studieren. Die Stellen, die von Heidelberg und seiner brutalen Romantik handeln, sind mir die fremdesten, unverständlichsten in Uhdes Buch : es sind mir peinliche Stellen. Erstaunlich ist es nicht so sehr, dass der junge Bursche damals gewisse Dinge als grossartig oder als lustig empfand, die uns nur noch als dumm oder sogar als infam erscheinen; sondern dass sogar noch der reife, sich erinnernde Schriftsteller mit manchem schmunzelnd einverstanden ist, was für unsere Begriffe durchaus in die Sphäre des Degoutanten gehört. So erzählt Uhde — ohne seine tiefe Reue über eine solche Entgleisung auch nur anzudeuten — von einem grässlichen Spass, der darin bestand, dass man eine bucklige Zwergin und einen eben entlassenen Zuchthäusler nebeneinander in eine offene Droschke setzte und sie als humoristisches Brautpaar durch die Strassen führte. Teutscher Studenten-Ulk... Auch der unerfreuliche Satz: „Man ging nicht in die Kollegs, und die nötigen Unterschriften der Professoren besorgten die Korpsdiener“ — scheint nicht ohne Befriedigung notiert.

Glücklicherweise hat der nächste grosse Abschnitt in Uhdes Autobiographie die Überschrift: „Das Ezwachen“. Zuerst ist ein ästhetisch-künstlerisches Erlebnis da; das sittliche wird folgen und bereitet sich im ästhetischen schon vor. Der Ort des ersten, seligen Zu-Sich-Kommens heisst Florenz: „Der Name Medici wurde mir zum Ruf an alle, welche der Selbsterniedrigung der Menschen überdrüssig waren...“ Die eigentlich entscheidende Begegnung mit einer Stadt und einer kulturellen Sphäre ist die mit Paris. In Florenz hatte Uhde einen „menschlichen Frühling gesehen, der vergangen war. In Paris war die Schönheit gegenwärtig. Hier schlossen Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und Leben sich einheitlich zusammen“.

Paris wird die grosse Liebe von Uhdes Leben, und er wird zum klugen, wissenden, enthusiastischen, raffinierten, zärtlich treuen Liebhaber. Er wird zum Kenner — mehr als das: zum Entdecker bedeutender Werte der modernen französischen Malerei. Vor allem wird er zu

einem der ersten Liebhaber, Bewunderer und Förderer des grössten malerischen Genies der Epoche, Picassos, von dem er, ohne noch die Signatur zu kennen, ein frühes Bild für zehn Francs auf der Strasse ersteht. Freilich liebt Uhde in Picassos Kunst gerade jene Elemente, die er als die „gotischen“, „sehnsüchtigen“, „deutschen“ oder „vertikalen“ zu bezeichnen liebt — im Gegensatz zu den „horizontalen“, „klassischen“, „impressionistischen“; (wobei er die hellenische Antike, etwas paradox, durchaus zu der ersten, der „romantischen“ Gruppe zählt.)

Vielleicht macht eben dies den eigentlichen Charme, die Originalität und die echte Bedeutung von Uhdes Buch aus: dass wir hier, mit so schöner — zugleich überraschender und selbstverständlicher — Klarheit das sittliche und schliesslich sogar das soziale und politische Erlebnis aus dem ästhetischen erwachsen und sich entwickeln sehen. Uhdes Instinkt für die „grosse Qualität“ in der Malerei ist sehr zart und sehr stark entwickelt. Seine moralischen und moralisch-politischen Postulate leitet er gleichsam aus dem Ästhetischen ab. Da er gegen den Bluff, das Unlautere, Anarchische in der Kunst mit so empfindlicher Aversion reagiert, spürt er es auch im Sozialen. Seine Ethik ist das natürliche Ergebnis, die logische Konsequenz seiner Ästhetik. Vor dem Krieg entdeckte er die edlen Valeurs und das innig-starke Lebensgefühl in den Bildern der Neo-Primitiven Henri Rousseau (für dessen Werk Uhde sich als der Erste eingesetzt hat) und der Séraphine, jener begnadeten Aufwartefrau aus Senlis. Schon dieser leidenschaftlich-unbedingte Einsatz für neue künstlerische Ausdrucksformen — erst zum Ruhme von Picasso, George Braque, Henri Rousseau; später, als diese schon weltberühmte Meister geworden, am eindrucksvollsten für Helmut Kolle, den Freund — hatte einen heimlich-ethischen Charakter. In den letzten Abschnitten des Buches, die den zweiten pariser Aufenthalt, die Zeit von 1924 bis zur Gegenwart, schildern, manifestiert sich diese ethische Haltung in viel bewussterer und oft in kämpferischer Form. Der Connaissanceur und Liebhaber schöner Farben und schöner Linien findet die geistige Entschiedenheit zu Formulierungen wie dieser: „Der Kampf zwischen dem nationalistischen Menschen, der alle Werte dem nationalen Egoismus unterordnet, und dem heute langsam erst entstehenden europäischen Menschen, der die Entscheidungen in der inneren wie in der äusseren Politik im Einklang mit den Geboten einer totalitären und unteilbaren Moral treffen will, muss ausgetragen werden.“

Wie weit ist der Weg bis zu dieser Erkenntnis, die den Willen zum Kampf in sich einschliesst — wie weit die Strecke vom Ausgangspunkt dieses Lebens bis zu dem, was es heute ist und geistig umfängt! Innere und äussere Abenteuer liegen dazwischen; Begegnungen und Trennungen; Abschiede und Wiedersehen und wieder Abschiede. Die Reise ist weit, zuweilen finden sich wohl Begleiter, meistens aber muss sie alleine getan werden. Die Mischung aus stolzem Einsamkeitsbedürfnis und einem menschenfreundlich-behaglichen Hang zur Geselligkeit ist charakteristisch für Uhdes Wesen. Viele Menschen haben in seinem

einsamen Leben eine Rolle gespielt, und nun beschwört er, in anschaulich-knapper, oft erzählerisch bewegter Form, ihre Gesichter und was das Besondere an ihrem Geiste war. Enttäuschungen bleiben nicht aus, auch der grosse Schmerz nicht: am Ende erscheint es fast, als ob er das Kostbarste gewesen sei, was dieses lange kurze Leben zu bieten hatte. Der grosse Schmerz hat sich umgesetzt, im Gefühle und wohl auch in Erkenntnis. Der Zurückschauende, der gelitten hat, darf mit einem Lächeln, in dem Wehmut und Stolz sich begegnen, sprechen: Siehe da — es war gut. Ich habe die Heimat verloren, an der ich mit tausend Fäden meines Herzens hing. Auch habe ich den Menschen bald wieder verlieren müssen, der meinem Herzen am nächsten stand. Trotzdem sage ich: es ist gut gewesen. Leidend und geniessend — mehr wohl noch; leidend — habe ich Einiges erkannt und erfahren, was auch nachfolgenden Geschlechtern vielleicht eine wenig bedeutsam sein dürfte. Dieses ist die Schluss-Stimmung: sowohl wehmütig als auch stolz.
